



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Münch, W.: Volk und Jugend : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zeugung der Regimentskommandeure von dem Stande der Ausbildung der eingezogenen Offiziere. 5. Eine etwas rücksichtsvollere persönliche Behandlung. Es ist schade um die schöne Zeit, die heute bei solchen Übungen oft nutzlos vergeudet wird, und schade um den guten Willen, der da durch unrichtige, ungerechte Behandlung in sein Gegenteil verkehrt wird. Möchte man doch bedenken, eine wie wichtige Aufgabe der Offizier des Beurlaubtenstandes als Bindeglied zwischen Militär und Zivil gerade in den heutigen Zeiten wachsender Parteilung und zunehmenden Klassenhasses zu erfüllen hat, möge man ihm die Aufmerksamkeit, die Achtung und die Ausbildung zu teil werden lassen, die er um seiner stets vorhandenen patriotischen und pflichteifrigen Gesinnung willen verdient. Dem Wohl des Volkes würde damit ein guter Dienst geleistet werden.



## Volk und Jugend

Von W. Münch (in Koblenz)

(Fortsetzung)



on Wunsch und Phantasie war eben die Rede. Wenn man die Phantasie als die Kraft kennt, die neben der Sinnesthätigkeit in der Kindheit und Jugend am lebendigsten sei und deren stärkste Seite bilde, so geht doch schon während des Ablaufs des jugendlichen Lebensalters in der Phantasie, in dem, worin sie arbeitet, woran sie sich heftet (denn ohne Anschluß an Wirklichkeit ist sie überhaupt nicht), eine bedeutende Wandlung vor. Man hat sich neuerdings klar gemacht, daß auch der Denker und Forscher von Phantasie geleitet sei und sein müsse, wenn er wirklich Neues denke und finde. Und so möchte ich überhaupt neben eine Phantasie der Sinne ausdrücklich eine Phantasie des Denkens, eine des Gefühls, eine des Willens stellen. In der That giebt es ein wachendes Erträumen, ein unberechnetes Kombiniren, ein freies Fortgetragenwerden auf allen diesen Gebieten. Nichts natürlicher, als daß die Sinneswelt auch das erste Gebiet der Phantasie bildet. Nachdem ein gewisser Reichtum der sinnlichen Eindrücke auf den werdenden Menschen eingedrungen ist, beginnt nun die freie Verbindung und Bewegung der Erscheinungen, der einzelnen Eindrücke und Züge. Und ebenso macht sich das Maß, wie durch die junge Sinnenerfahrung auch ein Gefühlsleben erweckt, ein Gefühlsvorrat ausgebildet ist, in dem Walten der Phantasie fühlbar: die Zeit, wo die

Märchenwelt die jugendlichen Seelen in ihrem Zauber gefangen nimmt, ist die, wo die wirkliche Welt aufgehört hat, durch neue Eindrücke immer wieder neue Welten aufzuschließen, und wo andrerseits das junge Herz soviel von Liebe und Angst und vom Unterschied von gut und böse empfunden hat, daß es die Gestalten und Geschehnisse aus der Märchenwelt mit einer unvergleichlich vollen, reinen Teilnahme begleitet. Später entwickelt sich — ihrerseits wieder in verschiedenen Formen, Tönen und Abstufungen — die Phantasie des Willens: es ist die Periode, wo nach einander Mythologisch-heroißches, dann Räuber- und Indianergeschichten und Seeabenteuer, schließlich aber die Größe geschichtlicher oder dichterischer Gestalten die Seele füllen und anregen, sodaß sie ihnen nicht bloß beschauend folgt, sondern mit ihnen lebt und strebt und will und wagt.

Wird es auch des Volkes Sache sein, soviel vom jugendlichen Wesen zu bewahren? Was die himmlische Gabe für die Kindheitsjahre, die leuchtende Kraft für das Jünglingsalter ist, das muß eben doch und wird vergehen, wenn diese Jahre selbst entschwinden, und den Einfachen und Armen am Geist bleibt davon wahrlich nicht mehr, als den durch Bildungsreise Bevorzugten. Oder böte dort doch die gaukelnde Phantasie einen Ersatz für die von allen Seiten einengenden Schranken der Wirklichkeit? Nein, der heitere Schmelz bewahrt sich nicht, und die beglückende Beweglichkeit erstarrt; was bleibt, was an die Stelle tritt, ist nur ein gelegentliches, roheres Walten jener Phantasie der Sinne, darein sich vielfach Gefühlsantriebe nicht der reinsten Art mischen. Man schwelgt wohl in der Vorstellung von den maßlosen Genüssen, die man sich in der jenseitigen Welt der Vornehmen gestatten könne und gestatte, von den Haufen und Scheffeln von Gold, in denen man dort wähle, von den ungemischten und gehäuften Freuden, die der Tag dort bringe. Das tritt an die Stelle der harmlosen Kindervorstellungen vom Zauberreich der Feen. Allerdings nährt man sich noch gern von Geschichten, deren Vorgänge außerhalb des Zusammenhangs der engen Wirklichkeit liegen: die Gespinnster treten an die Stelle der Feen und Riesen; von Hexen und Hexerei hört man immer wieder gläubig, was sich die Leute zuraunen. Ein heiteres Angesicht hat diese Dichtung (wenn wir den Namen gebrauchen wollen) selten, sie läßt das Herz erbeben in dem Bewußtsein der dunkeln Abgründe, die das Menschen-dasein umspielen. Daß übrigens auch sonst noch ein schöner Vorrat von Volkserzählungen und Liedern vorhanden sei, wer will das leugnen, wenn man auf das Ganze sieht, das Ganze durchforscht! Aber eine große Rolle für das innere Leben des Volkes spielen zur Zeit diese Geschichten schwerlich mehr; auch für das Volk ist die Gegenwart nicht mehr unbewegt genug, das Bedürfnis des ruhigen Hinausträumens nahe zu legen, und die Phantasie des Herzens ergeht sich nicht weit, die Zeit ist ihr nicht eben günstig. Das Edelste, was diese Phantasie des Herzens überhaupt schafft, ist ja das Lied, ist die

Dichtung; und die Lieder des Volkes pflegt man als den reinsten, unmittelbarsten, echtesten Niederschlag der ewig natürlichen Empfindungen des menschlichen Herzens zu preisen und zu lieben; sie mitsingen heißt ja eben: durch die Phantasie des Herzens an diesen ewig natürlichen, leidvollen wie seligen Menschenempfindungen teilnehmen. Man muß nun aber nicht meinen, daß die schönen Volkslieder, die wir nicht müde werden träumerisch sehnüchlich mitzusingen, das regelmäßige Gemeingut für die Herzen des Volkes bildeten, daß diese echten Perlen von ruhigem Glanze dort ununtermischt in sicherer Verwahrung ruhten. Zwischen sie drängt sich dort auch viel fade Sentimentales, breit Geschwätziges, verstandesmäßig Ödes, Geschmackwidriges, um vom Niedrigen und Rohen zu schweigen. Sene schönen, klassischen Volkslieder sind eben der Niederschlag des Reinsten und Besten aus diesem natürlich menschlichen Lebenskreise, aber nicht das schlechthin Kennzeichnende, und übrigens vielfach nicht wirklich und eigentlich aus dem Volke hervorgegangen. Doch verfolgen wir das nicht weiter, da es nicht mehr unmittelbar zu unserm Gegenstand gehört. Nur das sei noch gesagt, daß das Volkslied keineswegs einen weiten Kreis von Empfindungen und Verhältnissen umfaßt, daß die Phantasie der Dichtenden hier gering ist, was sie sicherlich da sein darf, wo die Gefühle von herzbezwingender Stärke und ewiger Wahrheit sind.

Gedenken wir einer fernern Kraft, die sich früh im jugendlichen Alter zeigt und eine der Stärken dieses Alters bildet. Wie die Phantasie die sinnlichen Eindrücke verarbeitend doch über die Abhängigkeit von den Sinnen hinausführt und in jedem Falle mit die erste Regung des werdenden persönlichen Geistes ist, so geht der wirklichen, der sicher begründeten und zusammenhängenden Erkenntnis der Dinge eine Stufe der Intuition, des unmittelbaren innern Schauens, des ahnenden Verständnisses vorher, auch sie übrigens — wie selbstverständlich — an die sinnlichen Eindrücke sich anheftend. Lange bevor das gesprochne Wort vernommen und verstanden wird, werden Geberden, Blicke, Mienen verstanden, das anlächelnde Auge der Mutter wie ihre liebkoosenden Bewegungen und ihre von Innigkeit erfüllte Stimme sicherlich schon in den ersten Monaten des Lebens, ebenso auch die Ruhe begehrenden Drohungen des Vaters, und vieles andre. Es ist, wie in der Welt der Sinne die Tastorgane Empfindung geben vor den Sehorganen. Auch das Verständnis der Worte der Muttersprache wird ja nur durch Ahnung, durch Erraten allmählich erlernt; der Kenntnis der Inhaltswerte geht ein Empfinden voraus. Diese Begabung, die ein wundervolles Stück der menschlichen Ausstattung bildet (übrigens auch der Tierwelt nicht versagt ist), kann auch nachher nie ganz verloren werden; sie bildet eine wertvolle Kraft für den Weg durchs Leben, gleichsam ein besondres unsichtbares Fühlorgan, das allerdings, wie andre Kräfte, den Einzelnen in sehr verschiedenem Grade verliehen ist. Wer es in besondrer Sicherheit und Stärke hat, der wandelt wie ein Seher unter den

Menschen, sehender jedenfalls als die große Schar, und die Bevorzugten dieser Art sind denn auch oft genug als Seher begrüßt, als Dichter gepriesen, als Führer anerkannt worden. Aber überall, wo es Propheten giebt, tauchen neben ihnen falsche Propheten auf, und jene Gabe der unmittelbaren Erkenntnis bleibt sehr trüglisch. So ist es denn nicht bloß bei Kindern zu beobachten, daß sie zwar oft aus Miene, Blick und Stimme Herz und Gefühlsweise der ihnen gegenüberstehenden Menschen unmittelbar erkennen (im Grunde werden freilich immer Analogieschlüsse dabei eine Rolle spielen), aber doch auch zu Zeiten großer Täuschung unterliegen, sondern es ist auch beim Volke nicht anders. Das Urteil, das sich dort über bestimmte gegenüberstehende Personen bildet, entspricht mitunter ihrem wirklichen Menschenwert besser als die Maßstäbe, die in der Welt der Gebildeten angelegt werden und zum Ausdruck kommen, und Volkes Stimme darf dann wirklich Gottes Stimme heißen. Aber das Volk wird doch wesentlich gewonnen durch „gewinnende“ Eigenschaften, die mit den gediegenen nicht zusammenfallen. Ein freundliches Wesen ist leichter zu schätzen als ein starker Charakter, zu dessen Würdigung man auch etwas vom wirklichen Charakter in sich haben muß, wie man zur Würdigung des Dichters oder Künstlers des dichterischen und künstlerischen Empfindens selbst nicht bar sein darf. Noch weit unsicherer arbeitet das unmittelbare Urteil des Volkes, wo es sich in bestimmten Fällen als Überzeugung von Schuld oder Unschuld zeigt: hier wird die Sicherheit jedes Einzelnen gestützt von der Auffassung der Menge, während sich doch die Menge aus lauter unsichern Einzelnen zusammensetzt. Und so darf wohl alles in allem der Kraft der intuitiven Erkenntnis beim Volke doch nur ein mäßiger Wert zuerkannt werden, obwohl man jetzt nicht selten zu der entgegengesetzten Anschauung zu neigen scheint. Gewiß wird oft, wenn in den obern Ständen wirklich Verfehrtheit der Maßstäbe und der Schätzung einreißt (was durch die Entwicklung der Kultur keineswegs ausgeschlossen wird), die unmittelbare Empfindung des Volkes das Zuverlässigere sein und die Berichtigung bewirken; aber beschränkt und fragwürdig bleibt darum doch ihre Sicherheit.

Ist es doch überhaupt nicht gerechtfertigt, wenn man von einer Gemeinschaft Leistungen erwarten will, wie sie nur die einzelne Persönlichkeit vollbringt. Denn die Gemeinschaft steht, auch da wo sie sich nicht aus unselbständigen und unbedeutenden Menschen zusammensetzt, doch unter den entwickelten wirklichen Persönlichkeiten. Sie wird von breiten Strömungen in einer Richtung durchzogen, sie hat nicht den bestimmten Blick des Einzelnen, vermag nicht feinere Linien innezuhalten, ist wenig elastisch, gleicht einem großen Geschöpf mit vielen Gliedern, aber ohne zentrales Organ, ohne leichte Selbstbewegung. Ja auch da, wo sich echte, entwickelte und selbständige Persönlichkeiten zu einem Ganzen zusammenfinden, wird die Kraft des Einzelnen durch die Gemeinschaft öfter gelähmt als angefaßt: die Bestrebungen durchkreuzen sich,

die Wucht der Masse drückt auf den Einzelnen; die Gemeinschaft, deren Leben wir mit leben, bildet gewissermaßen eine zweite Körperlichkeit für uns, die uns umschränkt und mit bestimmt. Da wo die Einzelnen weniger oder fast gar nicht zu selbständiger Art durchgedrungen sind, gilt das Gesetz von der Wucht und der Strömungskraft der Gesamtheit für den Einzelnen natürlich um so mehr. Also wiederum für das Volk und für die Jugend.

Was die Jugend betrifft, so ist es ja allerdings nicht etwa die frühe Kindheitsstufe, wo von dem Einfluß der Gemeinschaft viel die Rede sein kann: das Kind entwickelt sich zunächst im Gegensatz zu seiner Umgebung, es wird ein Ich gegenüber den andern, mit seinem naiven Egoismus, seinen animalischen Trieben, und man begrüßt die werdende kleine Persönlichkeit auf den einzelnen Stufen dieser ihrer Entwicklung mit Genugthuung. Aber bald wird für die junge Seele der Geschwisterkreis eine Macht, und weiterhin mehr und mehr der Kreis der Spielgenossen. Nach dem ersten Anlauf der Besonderheit wird man dann eine Zeit lang ausdrücklich Gemeinschaftsmensch, man löst sich von der Familie los; nicht der gütige und verständige Wille der Eltern oder der sonstigen Erzieher wirkt dann als die stärkste Macht, sondern die Anschauungsweise der Alters- und Spielgenossen. „Alle Jungen“ oder — bei Mädchen — „alle Kinder“ sagen oder machen es so: das bedeutet die mächtigste Instanz (wie beim Volke das, was „alle Leute“ thun oder sagen). Es ist, als ob man die Rolle als Gemeinschaftsmensch zunächst durchgespielt haben müßte, ehe man, um mit dem Dichter zu reden, „selber ein Ganzes werden“ kann, ehe man wirklicher und selbständiger Einzelmensch werden, und ehe man als solcher späterhin in den bewußten Dienst des Ganzen, als ein organisches Glied, zu treten vermag.

Die innere Abhängigkeit des Einzelnen von der Lebensgemeinschaft mit seinesgleichen nehmen wir beinahe als selbstverständlich mit an, wo wir vom Volke sprechen: sie bildet eben eins der Stücke, die das Volk als solches kennzeichnen. Nicht als ob es nicht auch dort, in der Nähe gesehen, Unterschiede der Einzelnen gäbe; sie mögen um so bestimmter oder doch starrer entwickelt sein oder doch einander gegenüberreten und zusammenstoßen, je weniger durch Bildung gemildert die Leidenschaften, je weniger gemäßigt ihr Ausdruck ist, je weniger der Einzelne durch Rücksicht auf seine Stellung zum Ganzen beeinflusst und gelenkt wird. Aber die Anschauungsweise ist darum doch im ganzen viel gleichartiger und abhängiger, und auch die Empfindungsweise, sofern es nicht rein Persönliches gilt. Man ist namentlich auch den Empfindungsströmungen, den zähen wie den stillen, mehr unterworfen, nimmt leicht an der allgemeinen Angst teil, an der berechtigten oder unberechtigten allgemeinen Entrüstung, an der öffentlichen Leidenschaft, an Abneigungen und Zuneigungen, auch an dem allgemeinen Rausch, der Fröhlichkeit, der Illusion, wie denn zur Kirchweihzeit selbst die Bettler nicht grollend zur Seite stehen, sondern verhältnismäßig

fröhlich mit dreinschauen, sich am Scherz beteiligen und die allgemeinen Genüsse infolge eines Sieges jener Gesamtstimmung über die persönliche Lage, wenn auch mehr platonisch, mit durchkosten. In feinerer und vollerer Weise deutet man die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit und den durchgehenden Zusammenhang der Empfindungen mit dem gegenwärtig so gern gebrauchten Wort „Volksseele“ an; man denkt dabei an einen besonders sichern und klaren Bestand von Gefühlen und Strebungen, vielleicht auch an eine besondere Zartheit und Empfindlichkeit dieser Gefühle und an Tiefgründigkeit bei großer Durchsichtigkeit — im Unterschied von der so viel unstetern und undurchsichtigern, vom Mannichfaltigsten und auch Widersprechendsten durchströmten, unberechenbaren Seele des Einzelnen und namentlich des der echten Volkssphäre Entwachsenen. Und damit wäre denn die Volksseele wieder der Kinderseele ähnlich, der man genau dieselben Eigenschaften — einen besonders klaren Bestand von Empfindungen, Zartheit und empfindliche Beweglichkeit, Ursprünglichkeit und Durchsichtigkeit — zuschreiben kann. Natürlich versagt die Analogie insofern, als für das Volk die Überlieferung eine fast unwiderstehlich bestimmende und beschränkende Macht — auch für die Art zu fühlen und zu sehen — ist, die Überlieferung, die die Nachwachsenden mit den Ehemaligen verbindet und das Volk auch durch die Räume der Zeiten hindurch als einheitliches zusammenhält. Freilich ist die Gleichartigkeit des jugendlichen Seelenlebens innerhalb der sich folgenden Geschlechter noch auf viel festere Weise gesichert, nämlich durch Gesetze der Natur, da die Jugend ja eben der schaffenden und bestimmenden Natur um so viel näher ist.

Dieses Walten der ursprünglichen Natur zeigt sich nun im jugendlichen Alter namentlich noch in der Stärke der unmittelbaren und augenblicklichen innern Antriebe, die einen der Grundzüge des kindlich-jugendlichen Menschen bilden. Es sind die ersten, die ursprünglichsten, die niedersten Äußerungen eines Willens, diese Antriebe. Und sie sind darum nicht etwa schwächer als die Willensregungen der spätern Entwicklungsstufen. Im Gegenteil: schwächliche Anläufe gehören spätern Jahren und kultivirten Stufen an, wo der Wille gezähmt ist und kontrollirt und niedergehalten wird von Erwägung, Erfahrung, Gewöhnung. In der Jugend kommt das eigne Wollen, der Wunsch, die Begierde plötzlich über den Menschen, erfüllt ihn ganz, reißt ihn fort, nichts hat neben ihm in der Seele Raum — das Glück des Augenblicks hängt ganz an der Erfüllung. Jede Berührung mit Kindern der frühen Lebensjahre lehrt uns das kennen. Der zwei- bis dreijährige kleine Trotzkopf, der freilich als solcher bezeichnet und behandelt werden muß, der aus seinem Wunsch und seinem Weinen nicht herauskann, der nun einmal nach links laufen wollte, während ihn die Wärterin nach rechts führt, er ist damit eben doch nur in hilfloser Abhängigkeit von seinem eignen Wunsch und Triebe. Hier ist die Macht des Triebes am deutlichsten. Aber sie durchzieht das ganze

Jugendleben, bald in Gestalt sehnächtiger Wünsche, bald als leidenschaftliche Anwandlung, auch als unerwartete Laune, als allmächtige Liebhaberei, als auffallender Widerstand gegen Bestimmung von oben usw. Sie tritt nicht bei beiden Geschlechtern in gleicher Form auf, und natürlich noch weniger auf den verschiedenen Stufen des jugendlichen Alters, aber sie durchzieht es, sie läßt es um ihrer Unmittelbarkeit und Deutlichkeit willen oft sympathisch erscheinen, aber sie ist in zahllosen Augenblicken gefährlich.

Dergleichen kann wieder nicht dem Volke eigen bleiben. Die Macht der unmittelbaren Antriebe wird überwunden durch das Leben, durch die Erfahrung der Schranken und der Rückwirkungen, durch Erstarren des bewußten und geordneten Willens, durch Eingewöhnung und Einfügung in das Gemeinschaftsleben und seine Forderungen, auch durch Enttäuschung bei der Erfüllung des heiß Begehrten; und die Enttäuschungen und Beschränkungen sind viel reichlicher bei denen, die nicht durch Bildung und Besitz emporgehoben werden. Aber andererseits fehlt doch im Volke auch die eben durch die höhere Entwicklung der Persönlichkeit erworbene Befähigung, das Leben des Augenblicks dem ganzen Zusammenhang des Lebens unterzuordnen, der offnere, weitere Blick für Vergangenheit und Zukunft, das reife Ermessen der Tragweite der Handlungen, die ruhigere Berechnung der Mittel. Und so bleibt eben doch dem Volke immerhin viel von jener Macht des impulsiven Lebens, die die Kinderseele durchdringt und der heranwachsenden Jugend nicht fremd wird. Darum ist ja dem Volke die Berechnung nicht fremd, wo es gilt, ein persönliches Ziel zu erreichen, überraschendes Raffinement, täuschende Verstellung; aber diese Dinge sind auch der Jugend nicht fremd, ja nicht einmal der frühen Kindheit, wie sie ja selbst den Schwachsinnigen und den Geisteskranken nicht fehlen. Die Macht jenes impulsiven Lebens dagegen thut sich beim Volke in tausend unbesonnenen Entschlüssen kund, unter denen die unbedachten Heiraten das verständlichste Beispiel abgeben, und der leichte Wandel der Liebesverhältnisse ein harmloseres Anhängsel dazu; und noch alltäglicher in den rückhaltlosen Kundgebungen der Abneigung, in dem Bedürfnis, einen Entgegentretenden mit Wort oder Hand niederzuschlagen, was wir dann Roheit nennen und als Roheit verabscheuen, in den leicht ausgestoßenen Schimpfwörtern, die doch nichts andres bedeuten als das Bedürfnis, die ganze augenblickliche Abneigung in einer wenigstens symbolischen Vernichtung des abstoßenden Gegenübers auszuströmen: alles Dinge, zu denen auch die Jugend namentlich auf gewissen Stufen sehr neigt, und von denen auch für die gebildete und gereifte Jugend noch Rückstände genug bleiben. Nicht bloß „Paß“ schlägt sich und verträgt sich, sondern bei Volk und Jugend überhaupt ist ja, wie der Haß und Ingrimme nicht auf tiefster, nicht auf dauernder, sondern sehr beweglicher Grundlage ruht, so auch der Umschlag leicht genug, der Übergang der Stimmungen, der Empfindungen: dem Weinen, bei dem die ganze Kinderseele

in Schmerz zergehen wollte, folgt das Lachen der Glückseligkeit, dem aufziehenden moralischen Magenjammer des lebensfrohen Jünglings die volle Lustigkeit unter Kameraden, und beim Volke — wie viel rasches Vergessen, damit überhaupt das Leben mit seinen Mühen und Engen lebenswert bleibe! Wie viel gute Kameradschaft auch wieder zwischen und neben und nach all dem derben Schelten und Beseinden!

So schließt denn auch diese Beweglichkeit doch eine eigenartige Stetigkeit nicht aus. Es fehlt den Naiven doch auch vieles, was unser Inneres unsicher macht: das Entgegendringen schätzbarer fremder Überzeugungen, der Umsturz der Gedanken durch eignes Studium, die Wandlung der Sympathie durch vermehrte Beobachtung, die Einwirkung mannichfacher Anziehungskräfte, die Fähigkeit zur Selbstumgestaltung, die Offenheit für Einwirkungen überhaupt, die doch eben ein Stück der Bildung ausmacht. Bei der Jugend wird sich diese größere Stetigkeit (die hier natürlich nur verhältnismäßig da sein kann, aber doch da sein kann) namentlich in festen Abneigungen und Zuneigungen bezeigen, und sie kann uns als rührend dauernde Anhänglichkeit an Personen, wie etwa auch an den Haushund, entgegentreten. Auch beim Volke ist dieses Gebiet der anhänglichen Treue jedenfalls die schönste Erscheinungsform jener natürlichen Stetigkeit, doch nicht die einzige: am Ende giebt es dort doch ebenso viel ehrenfeste Handwerksmeister, ebenso viel kreuzbrave Hausmütter, deren ganzes Leben die Bewährung eines unwandelbaren Sinnes ist, wie es wirklich charaktervolle Persönlichkeiten in den gebildeten Ständen giebt. Und das ist ja auch insofern kein Wunder, als sich die einfachere innere Organisation umso eher fest erhalten kann: das Instrument mit wenig Saiten giebt seinen einfachen Zusammenklang sicherer ohne störende Verstimmung oder falschen Anschlag, als das künstliche mit zahllosen Saiten oder Tasten seinen reichen Vollenklang.

Die gesamte natürliche Begabung, die leiblichen und seelischen Kräfte und Triebe kommen zur freiesten und harmonischsten Verwendung beim Spiel. Spielen — das gehört zur Jugend und namentlich zur Kindheit, das scheidet diese Stufe von der der Erwachsenen, für die das Spiel aufgehört hat und das Gegenteil vom Spiel, der Ernst, herrscht. Und der Ernst — der Ernst der tatsächlichen Verhältnisse namentlich — fehlt wahrlich dem Leben des Volkes nicht, das sich doch immer wesentlich aus denen zusammensetzt, für die sozusagen das Leben an sich, die bloße Aufrechterhaltung des Daseins, das Ziel des Lebens ist. Sonach müßten hier Jugend und Volk recht gründlich von einander verschieden sein; ja der Jugend des Volkes, so scheint es, ist nicht einmal das Sichausspielen, wozu die Natur treibt, in rechtem Maße vergönnt, sie muß so vielfach schon vor der Zeit an dem Ernst der Arbeit teilnehmen! Und doch sind beide auch hier nicht so ganz geschieden, wie man denken sollte. Das Spiel bedeutet für die Spielenden Erhöhung des Lebens-

gefühls, und das ist es durch frische Bethätigung von Kräften, durch lebendige Bewegung, durch Setzen anregender Ziele, durch beglückende Täuschung. Bei den Reisen und Gebildeten wird es abgelöst durch wirkliche Lebens- und Strebensziele, durch die Verwendung der Kräfte im Dienst guter und großer Sachen, durch das Gefühl wirklicher Hervorbringung, durch die Freude des Gelingens. Dem Soldatenspielen folgt das Soldatsein, wobei man zwar eine viel schönere Uniform trägt als beim Spiel, aber der Ernst doch gewaltig nahe beim Späße liegt, und die ganze Bethätigung — nicht bloß in Kriegzeiten — oft sehr über den Spaß geht. Das Spiel mit den Puppen wird abgelöst durch die unendlichen Mutterpflichten und -Sorgen, und so folgt dem Bauen mit Holzklötzchen und dem Haschen und Verstecken und Erraten und Überlisten usw. eine Mannichfaltigkeit entsprechender wirklicher Lebensaufgaben.

Gleichwohl bleibt vom Spiel auch jenseits oder vielmehr (da wir ja keine Kinder mehr sind) diesseits der Spielgrenze etwas, und nicht ganz wenig übrig, und beim Volke im Verhältnis mehr als in der obern Schicht. Man könnte das zunächst in wörtlichem Sinne nehmen: ein Rest wenigstens ist ja von alten schönen Volksspielen in unsrer Kulturwelt noch geblieben, wobei der Wettstreit in körperlicher Stärke und Tüchtigkeit, die Freude am Zusammensein mit vielen und auch die an Scherz und Schelmerei und an erhöhter Freiheit die im einzelnen vielfach wechselnden Bestandteile bilden. Wir beklagen freilich in Deutschland im allgemeinen den Niedergang dieser Spiele, ihr fast völliges Verschwinden, während sie in England und auch in den mitteleuropäischen Gebirgsländern niemals verloren gegangen sind, und Schuld daran wie an so vielem andern Unerfreulichen ist wohl ohne Zweifel die Verarmung und Verkümmern des Lebens durch die großen Kriege gewesen, wohl auch der Sieg der abstrakten Bildungsziele, die Wirkung einseitiger Geistesarbeit und die Verachtung des Naiven. Doch wir erstreben ja eine Wiederbelebung und dürfen auch auf Erfolg hoffen. Jedenfalls bildet auch das Volksspiel da und soweit es vorhanden ist ein so erregendes, alle Beteiligten so in Anspruch nehmendes, befriedigendes, hinreißendes Stück des Volkslebens, wie nur für die Jugend die besten und gelungensten der Spiele.

Aber Spiel, Spiel für die Erwachsenen, ist ja nicht bloß das, was schlecht hin so heißt und so angesehen wird, sondern darüber hinaus viel mehr andres. Und die höhern Stände haben nicht bloß ihr Whist- und Schach- und Billardspiel, nicht bloß Croquet und Lawn-Tennis, nicht bloß die Jagd und den Sport, sondern sie haben außerdem das Spiel des zeremoniellen geselligen Verkehrs (denn so darf man ja wohl diese Einrichtung ansehen, und sie gewinnt dann eine harmlose Daseinsberechtigung), einschließlich der Ballfeste und des studentischen Romments; sodann vor allem das schöne, hohe Spiel der Kunst, die unser inneres Leben mit Empfindungen füllt, die ja nicht aus

unserm eigentlichen, wirklichen Leben und Erleben quellen, sondern die uns mit der Illusion des Spiels beherrschen. Wir denken daran freilich kaum noch, wenn wir vom Schauspiel (englisch einfach play) reden oder von dem Klavierspiel. Übrigens spielen wir in der That sogar selbst mit, indem wir im Zuhörerraum sitzen; wir lassen uns nicht bloß vorspielen, sondern mit uns spielen, wir sind an dem, was sich abspielt, entschieden beteiligt. Diese höchste Art des Spiels fehlt dem Volke, wie auch der Jugend; nur ausnahmsweise dringt etwas aus diesem Gebiet in ihren Lebenskreis, aber es wirkt dann doch nicht harmonisch erfassend und emporhebend, es wirkt für die Sinne (von der Schaulust des Volkes war schon die Rede) und für die Gefühle des Staunens, des Mitleids, des Abscheus. Und das ist dann wieder im wesentlichen gleich bei der Jugend und dem Volke — wenigstens wenn wir die erwachsene und schon früh ästhetisch durchtränkte Jugend der oberen Stände, vor allem der großen Städte, ausnehmen.

Beim Spiel ist es auch, wo sich die Jugend selbst am echtesten „darstellt,“ dem Auge des Beobachters am deutlichsten ihre charakteristischen Eigenschaften bietet. Es muß freilich nicht nur an das wilde, jagende, aufgeregte Spiel der halbwüchsigen Knaben oder der umherspringenden Mädchen gedacht werden, sondern an das stille, sinnigere Spiel der Kinderstube. Und wer ein wenig von dem Auge des Malers hat; der wird finden, daß die spielende Kinderwelt immer schön, immer anmutig ist; diesem Alter ist gegeben, daß seine Anmut unverwundlich ist, daß kein Kollern oder Kriechen oder Rennen, Hungern oder Schaukeln ihm die natürliche Wohlgestalt der Linien raubt. Und etwas ähnliches kann doch auch vom Volke gelten, wenn wir freilich eine wesentliche Änderung machen, wenn wir statt Spiel einsetzen: Arbeit. Beobachtet in ihrer echten und rechten Bethätigung, stellen sich die Menschen aus dem Volke dem Auge fast immer wohlthuend dar: sei es das lehrende Hausmädchen oder der hämmernde Schmied, der Schiffer im Boot, der Säemann oder der Schnitter im Feld, der Mann am Sägebock, die Wäscherin am Waschfaß oder wer sonst, und selbst den nadelhebenden mageren Schneider auf seinem Tische und den Schuster „bei seinem Leisten“ würde ich nicht ausschließen, ganz zu schweigen von der Poesie der Spinnerin am Rade (wenn es die noch giebt), oder des Gebirgsjägers auf dem Beutegang. Auch bei seinen Festen sieht man das Volk gern, in seinem Gewimmel und seiner unbefangnen Fröhlichkeit und seinem bunten Putz — soweit dergleichen noch da ist und nicht durch triviale Genußbegierde und mißlingende städtische Formen ersetzt ist. Im steifen, halb oder ganz städtischen Sonntagsstaat verzichtet das Volk auf seine natürlichen Vortheile und wirkt oft nicht viel besser als in ihrer Art die Kinder, wenn sie sich einmal Vaters Hut und Stock zulegen oder der Großmutter Haube und Brille aufsetzen.

Dieser letzte Seitenblick veranlaßt uns einen Augenblick bei dem Nach-

ahmungstrieb stehen zu bleiben, der ja der Kinderwelt und in andern Formen auch der reifen Jugend noch sehr eigen ist. Er ist auch beim Volke auf seine Art sehr lebendig. Erstens als der starke Trieb beim Einzelnen zur Angleichung an die Gesamtheit, der im wesentlichen unbewußt arbeitet, der es bewirkt, daß Sitte, Brauch, Formen im Volke so fest sind, daß die Rede der verschiednen so gleichartig klingt, die Mundart so bestimmt ausgeprägt ist, nicht zu reden von den Volkstrachten, die ja in den meisten Gegenden zergangen sind oder zergehen. Dann aber waltet derselbe Trieb doch auch zugleich in andrer, in fast entgegengesetzter Richtung; denn das Volk bleibt nie so sehr Volk, willig in seinen von den Schichten der Gebildeten sich scheidenden Kreisen verharrend, daß es nicht in vielen seiner einzelnen Mitglieder über die Grenze hinüberlugte und von den höher und freier stehenden immer etwas und allmählich mehr und mehr entnähme und nachbildete. Darum vergehen ja auch die Volkstrachten, darum durchsetzen sich die Mundarten mit Elementen der höhern Sprache, darum sterben auch Bräuche ab, darum bleibt das Volk — denn so viel näher es der Natur steht, lebt es doch nicht ein entwicklungsloses Leben der Naturvölker — nicht sich selbst gleich. Man muß nicht meinen, daß es nur der edle Trieb der Selbstvervollkommnung sei, der das bewirke, obwohl sich ja immer wieder Sprößlinge des einfachen Volkes zu der besten geistigen Arbeit drängen müssen und sollen, sehr zum Gedeihen dieser Arbeit selbst; es ist nicht nur Nachahmungstrieb. Der Diener im vornehmen Hause kopirt die Miene des Herrn, die Dienstmädchen noch viel leichter die Erscheinungsform der Herrin, der Unteroffizier oder auch der etwas gewandte Soldat folgt in einer gewissen Entfernung den Formen der Offiziere, der Anstreicher ahmt den Künstler nach, der Lampenputzer den Schauspieler, der Schreiber den Bürgermeister, der Maurerpolier den Architekten, der Bauernsohn den jungen Gutsbesitzer, und von der gesamten weiblichen Welt weiß immer ein großer Teil in raschen Übergängen in die Gewandung und Haltung der Damen hineinzuschlüpfen. Nicht bloß die Kinder möchten gern „schon groß“ sein, die Jünglinge schon einen Bart haben, die Schulmädchen schon auf den Ball gehen oder schon angebetet werden, auch die Leute aus dem Volke denken sich drüben so viel schöner und glauben ein erhöhtes Leben zu finden, wenn sie erst in die fremde Region gedrungen sein werden.

In die fremde Region; denn in der That ist das eigentliche innere Leben der Gebildeten dem Volke unbekannt und unverständlich, fast ebenso wie den Kindern das innere Leben der Erwachsenen. Die Kinder halten die Erwachsenen zunächst für viel mächtiger, dann für viel wissender und endlich für viel fertiger, sicherer — oder auch eingetrockneter —, als sie wirklich sind. Und das Volk hält die Höherstehenden zwar auch für sicherer und wissender, aber vor allem für viel glücklicher, als es selbst ist, und wenn es auch dort einmal

das regelmäßige Menschenleid oder eine Krisis natürlichen Menschenglücks einkehren sieht, den Tod eines einzigen Kindes, die Mutterschmerzen oder das Mutterglück einer hohen Frau, ängstigende und zehrende Krankheit eines stattlichen Mannes, dann blickt es, wenn es seine Gutartigkeit bewahrt hat, gerührt darauf hin, es findet die Verbindung hergestellt, die sonst seinem Gefühle fehlen würde.

Aber es ist nicht bloß jene fremde, jenseitige Lebensregion der Höherstehenden, die sich dem eigentlichen Verständnis verschließt. Unverständlich bleiben dem Volke wie der Jugend überhaupt eigentliche, entwickelte Persönlichkeiten in ihrer Organisation, in dem Zusammenhang ihrer Eigenschaften, denn man muß eben selbst Persönlichkeit sein, um dies Verständnis für andre zu haben. So bleibt beim Volke, wie die Gesichtspunkte für die Beurteilung der Dinge überhaupt wenig zahlreich sind, auch die Einteilung menschlicher Eigenschaften oder Handlungen höchst einfach; wohl reicht das Gefühl oft weiter, viel weiter mit seiner Unterscheidung, aber die bewußte Einordnung und sprachliche Bezeichnung ist auf wenige Rubriken beschränkt. Gut und böse, das stellt lange Zeit die Einteilung bei den Kindern dar, „lieb“ und „garstig“ (oder wie sonst der Ausdruck der Kinderstube je nach Gegend und Mundart lautet) fällt in eine noch frühere Lebenszeit. Und beim Volke steht das einfache Adjektiv „schlecht“ den Bezeichnungen wie brav, ordentlich, ehrlich gegenüber, wobei übrigens der Tadel weit häufiger in den Mund genommen wird als das Lob, denn erst die Abweichung von der Ordnung wird ins Bewußtsein gefaßt; man kommt auf die Eigenschaften der Menschen erst zu sprechen, wenn sie einem gefährlich werden oder geworden sind, theoretisch ist die Beurteilung überhaupt nicht. Wo aber immer nur eine Eigenschaft empfunden und aufgefaßt und die Persönlichkeit mit dieser Eigenschaft erschöpft wird, da ist es dann natürlich, daß das Urteil über die Person oder die Empfindung ihr gegenüber auch rasch wechselt, je nach dem ein gewinnender oder ein abstoßender, ein willkommener oder ein unbequemer Zug zum Vorschein kommt. Daß man diese Eindrücke auch höchst rückhaltlos in Worte kleidet, wurde schon berührt; nicht bloß von je zwei jungen Schwestern bezeichnet die eine ohne großen Anlaß die andre als eine falsche Kaze, oder der Bruder den Bruder als einen Erzlägner, die Schwester als ein Schaf, auch im Volke ist man bekanntlich rasch damit bei der Hand, seinen Nächsten für grundschlecht zu erklären, wenn er den eignen Wünschen in die Quere kommt oder im einzelnen Falle in einem zweifellosen Unrecht erfunden worden ist. Man ist dann immer gleich erstaunt, daß die Menschen so schlecht sein können! Man fühlt sich in der Enge des Lebens gewissermaßen immer in Verteidigung der eignen Person gegen die Mitmenschen, trotz aller guten Kameradschaft oder Gevatterschaft, der Umschlag erfolgt jeden Augenblick mit Leichtigkeit, weil sich eben nicht entwickelte Personen gegenüber treten, nicht wirklich persönliche Freundschaften

reisen, sondern etwas ähnliches wie die Pferdefreundschaften des Stalles, von denen seinerzeit Matthias Claudius an seinen Freund Andres schrieb, nur daß die Pferde sich nicht so leicht entzweien.

Das Volk bringt es eben, wie die Jugend, nicht zur innern Unabhängigkeit. Bald erliegt der Einzelne der Abhängigkeit von der Gesamtheit, mit der ihn Lebensgemeinschaft verbindet, bald auch der Abhängigkeit von seinen augenblicklichen Eindrücken, bald erliegen viele der von einem überlegnen Menschen. Für die Jugend ist es ja das Normale, das Wünschenswerte, daß sie in innerer Abhängigkeit sei von denen, die ihr wirklich Autorität sein können; aber die Empfänglichkeit für die Autorität irgend eines dreistern Altersgenossen bleibt immer viel größer. Und so ist das Volk immer in der Gefahr, daß neben und über den zu seiner Leitung berufenen sich wilde Autoritäten aufwerfen und Wirkung thun. Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts weiß davon ein Lied zu singen. Dabei ist immer die Autorität der zum Volke selbst Gehörenden viel sicherer und wirkungsvoller als die der Fenseitigen, ganz wie bei dem dreisten Knaben auf dem Spielhof oder dem frühreifen Schulmädchen unter seinesgleichen. Der aber, der sich nicht leicht von der Menge mitführen und ziehen läßt, der dazu neigt, einen eignen Standpunkt zu gewinnen, der strebt eben damit schon aus dem Volke heraus, wenn er sich dessen auch nicht bewußt ist.

Mit dem Bedürfnis, sich von außen her bestimmen zu lassen, von der stumpfen Autorität der bloßen Menge oder der Überlieferung, oder von der wilden und frechen Einzelner, mit der Unfähigkeit also, sich eigentlich selbst zu bestimmen, ist nahe verwandt die Unfähigkeit oder wenigstens die geringe Fähigkeit und Neigung, sein eignes Leben durch Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft verständig zu regeln. Der Kindheit, der Jugend liegt das ja ganz und gar fern; auf die Zukunft mag sie der Erziehende immer wieder hinweisen, ihre Sorge, ihr Interesse gilt ganz wesentlich der Gegenwart, und für die übeln Seiten der Vergangenheit hat sie ein glückliches Vergessen. Das ist das natürliche Recht der Jugend, ist mit ihrer Art von Glück eng verbunden. Wohl träumt sie gern von der Zukunft, aber sie sorgt sich nicht gern um sie. Für die Menschen aus dem Volke bedeutete es einen ungeheuern Gewinn, wenn sie lernen wollten, die Vergangenheit recht im Sinne zu behalten und mit der Zukunft ernstlich zu rechnen; aber die es thun, das sind nur die vereinzeltsten Besten, Wertvollsten, und sie wirken damit nicht auf einen großen Kreis, meist nicht einmal auf ihre nächste Umgebung, in der sich oft der vollste Leichtfinn doch wieder neben der treuesten Sorge und Aufopferung findet. Freilich wäre es schon erklärlich genug, daß man nicht ernstlich an den übernächsten Tag denken mag, erklärlich aus dem Gewicht der Sorge um den nächsten Tag, die doch für den größten Teil des Volkes groß genug bleibt; wollte man dort alle bösen Möglichkeiten der Zukunft wirklich ins Auge fassen,

so wäre die Gegenwart in unerträglichem Grade bedrückt. Daß man sie zu leicht abweist, gehört eben zum Wesen, zur Natur des Volkes. Und so haben wir denn immer wieder die Hände zu ringen über die Gleichgiltigkeit, womit die Gelegenheiten zur Sicherung von Hab und Gut gegen die Schädigung der Elemente versäumt werden, oder über den Mangel an haushalterischer Einteilung, sobald ein großer Vorrat (von Geld, Früchten, Brennmaterial usw.) da zu sein scheint, um von andern Beispielen zu schweigen. „In den Tag hinein leben,“ weil eben der Tag da ist und die einzelnen Stunden und Minuten sich öffnen und immer Leben bedeuten, das wird der Kindheit gegönnt, und auch der erwachsenden Jugend, die sich davon noch nicht recht losmachen kann, wird es nicht sehr übel genommen; die Zeit bringt für die meisten andre Gewöhnung. Und auch dem Volke wird man schließlich gönnen müssen, einigermaßen in den Tag hinein zu leben, weil hinter dem Tage so viel Nacht ist; aber freilich, die Aufgabe der Erhebung des Volkes über diese Stufe bleibt darum eine große und dauernde für die, die an seiner Erziehung zu arbeiten haben, was nicht etwa nur einzelne Beauftragte sind.

Schwerlich ist es übrigens heute noch nötig, der Anschauung zu gedenken, als ob das Leben des Volkes im ganzen innerlich heiterer sei als das der höhern Stände. Diese Anschauung machte sich bekanntlich im vorigen Jahrhundert fühlbar, wo man an das idyllische Dasein der einfachen Leute glaubte, es gern in Dichtung und Musik verherrlichte und für den Druck seines Daseins kein Auge hatte. Erwähnt wird das hier auch nur um der Parallele mit der Jugend willen; denn auch die Anschauung von deren Sorgenfreiheit ist wenigstens nicht so begründet, wie man anzunehmen oder einander nachzusprechen pflegt. Hat sie nicht die Sorgen der Erwachsenen, die zusammenhängenden, weitblickenden, vom Verstande mit genährten, aus den mannichfachen Lebensbeziehungen quellenden Sorgen, so ist desto größer die Sorge des Augenblicks, die Angst vor einer Schwierigkeit oder Gefahr, die Furcht vor einer Strafe, der Druck einer Pflicht. Sie wird freilich leichter hinweggewischt durch die Lust des nächsten Augenblicks, aber sie füllt die Seele auch ganz, wenn sie da ist, die Kräfte zur Überwindung sind noch nicht erstarkt. Wenn Sachen gleich Glück wäre und Nicken gleich Glückseligkeit, dann wären freilich die Backfische die beneidenswertesten Menschen.

Auch das Lernen aus der Vergangenheit ist keineswegs so selbstverständlich, wie man meinen möchte. Wenn es heißt, daß ein gebranntes Kind das Feuer scheue, so ist das zwar richtig für den Fall eines wirklich schmerzhaften Brennens, aber zahlreiche üble Erfahrungen von geringerer Deutlichkeit und Nachhaltigkeit hinterlassen keine Wirkung. Kein Fall wird ein gesundes Kind von neuem Laufen, Rennen und Gleiten abhalten, und selbst elterliche Schläge treiben die mancherlei kleinen Teufelchen der Unart nicht aus. Und wenn bei den Gebildeten, also auch zur Selbstbeherrschung und Selbstbesinnung Gebildeten das zunehmende

Lebensalter mit all seinen Erfahrungen nicht vor großer Thorheit schützt (man beobachtet z. B. selten, daß nach einer ersten thörichten Heirat die zweite viel klüger gewesen wäre), so wird es beim Volke noch ein wenig ärger sein dürfen. Nur davon, wie schlecht die Mitmenschen seien, erhält man dort meist nach einigen mißlichen Erfahrungen eine feste Meinung und spricht sie gelegentlich mit tiefem Abscheu und naivem Pharisäismus aus. Im ganzen aber bildet sich durch die persönliche Erfahrung keineswegs eine besonders feste begriffliche Erkenntnis aus. Eher erwächst dergleichen allmählich aus dem Erfahrungsleben der Gesamtheit und findet, als sogenanntes Sprichwort geformt und von Mund zu Mund überliefert, gelegentlich im Bewußtsein des Einzelnen Widerhall. Nicht als ob alle die in den Schullesebüchern oder sonst zusammengestellten Sprichwörter wirklich volkstümliche Weisheit bedeuteten und volkstümliches Gewächs wären, und zumal das Volk von heute wird schwerlich noch neue Gedanken dieser Art ausprägen, da ihm ja einerseits durch die Herauslösung der Gebildeten die besten Kräfte entzogen sind oder immer wieder entzogen werden, und andererseits die Weisheit der Vorzeit schon fertig eben durch die Schule und die sonstige Berührung mit den Gebildeten überliefert wird. Aber ein Teil wenigstens pflanzt sich wirklich im Volke selbst fort oder lebt immer neu darin auf; und dabei ist bezeichnend, daß diese Erkenntnisse nicht als allgemeine Gedanken, als Erfahrungen der Menschheit an sich selbst genommen werden, sondern daß sie der Einzelne vom Einzelnen bezieht und auf eine weitere Vergangenheit nicht zurückführt. „Mein Vater selig hat immer gesagt,“ oder: „Da sag ich, wie meine Eltermutter immer sagte,“ oder: „wie unsre alte Nachbarin meinte“ — so pflegt man im Volke Erweisheit hervorzuholen, und natürlich, sie bleibt durch diese persönliche Überlieferung viel lebendiger oder vielmehr erst wirklich lebendig, im Unterschied von der Übermittlung durch Schule und Buch, denn das Wort taucht dort zugleich mit der Situation auf, aus der es entspringt, nicht in abstrakter Form, in gedachtem oder gemachtem Zusammenhang.

(Fortsetzung folgt)

